

Schwere Geburt

Von Renate Meinhof

Hitze flirrt überm Land, über Weidebuckeln, auf denen das Fleckvieh grast, träge, gelassen und mit mistverklebten Schwänzen die Fliegen verscheuchend. Wenn man jetzt die Augen zukneift, die Geräusche des Autos ausblendet, den Güllewagen am Rand des Feldes, so könnte man meinen, auf diesen gewundenen Wegen des Alpenvorlandes direkt in eine Leinwand von Gabriele Münter hineinzufahren, Münter, die Malerin, die hier ganz in der Nähe lebte und arbeitete. Oberbayern. Die Berge, Seen wie Kristall, Geranienhäuser, der Duft nach Deftigem, der aus Wirtshausküchen dringt. Hier wirkt alles unantastbar heil, als hätte der Herrgott beim Verteilen das Maß verloren. So schön, dass es fast ein wenig erschöpfend ist.

Erschöpfung ist überhaupt ein gutes Stichwort für diese Geschichte, in der es darum geht, dass es zu wenig Hebammen gibt im Land. Es geht um Frauen, die ihre Kinder gebären wollen, sicher und begleitet, an sich also nichts so ganz Neues.

Theres Waldmüller, die Hebamme, müsste jetzt total erschöpft sein. Sie ist es aber nicht, obwohl sie nur zwei Stunden geschlafen hat. Denn in der Nacht half sie in Weilheim Oskar ins Leben, der in einem aufblasbaren Pool im Wohnzimmer ins warme Wasser glitt, in die Hände seiner Hebamme. Den Tag davor war Zoe zur Welt gekommen, in Kaufbeuren, auf einem Hocker im Bad der Wohnung, in der sie nun aufwachsen wird.

Am Morgen jedenfalls, zu Hause, in Pähl, hat Theres Waldmüller ihren drei Mädchen die Schulbrote geschmiert, haben sie zu fünft gefrühstückt. Dann ist Markus, ihr Mann, in die Praxis nach Weilheim gefahren, er ist Arzt. Als Ruhe war im Haus, hat sie telefoniert und sich den Tag so zurechtgebaut, dass sie leisten kann, was sie leisten muss, nein, will.

Den Bauch abtasten, die Herztöne hören, die Erfahrung sprechen lassen. Bei ihr ist alles Handarbeit

Bis zum Mittag, Schlag eins, hat sie vier Frauen besucht, auch Anna Manow, die ihr Fünftes erwartet. Nur zwei der Kinder der Manows sind im Krankenhaus geboren. "Ich wollte nicht mehr in diese Unmündigkeit kommen, nicht die Schwierige sein, die Schwierige von Raum 3", sagt Anna Manow, "ich wusste, dass ich das zu Hause kann, ohne Ärzte, ohne das volle Programm." Sie ist, wie man sagt: "über den Termin", zehn Tage sind es jetzt. Nur, was heißt das denn, über den errechneten Geburtstermin hinaus zu sein?

"Jedes Kind hat seine eigene Reifezeit und bestimmt selbst, wann es kommen will", sagt Theres Waldmüller. Sie tastet den Bauch der Schwangeren ab und weiß dann, dass noch genügend Fruchtwasser da ist. Sie spürt die Bewegungen, ja, man sieht sie sogar. Sie hört das winzige Herz puckern, das große Herz schlägt sowieso wie es soll, und Anna Manow sieht aus wie das blühende Leben. Nein, da gibt es überhaupt keinen Grund, unruhig zu sein. Und weiter geht es, nach Haunshofen, Raisting, Weilheim. Jetzt springt die Hebamme aus dem Auto, um zu tanken, springt wieder hinein, gibt Gas. "In ganz wilden Wochen", sagt sie, "da fahre ich schon mal an die 1000 Kilometer. Ich bin halt hier die Dorfhebamme."

Wenn man die Dorfhebamme Theres Waldmüller aus Pähl (ja, Pähl, wo Thomas Müller herkommt) zwei Tage lang begleitet, weiß man genau, warum sie, die ausschließlich

Hausgeburten macht, - dazu natürlich Vorsorge und Wochenbettbetreuung - , sich kaum retten kann vor Arbeit. Im vorigen Jahr begleitete sie 43 Geburten, und für den Februar, an den man bei der Hitze noch gar nicht denkt, hat sie schon vier Anmeldungen im Kalender.

Manchmal, sagt sie, riefen Frauen an, die gerade den ersten Schwangerschaftstest gemacht hätten, so einen aus der Drogerie. Das Gespräch beginne dann meistens so: "Also, ich sag's lieber gleich: Mein Mann weiß noch nichts ..."

Die Angst, keine Hebamme fürs Wochenbett oder für die Hausgeburt zu finden, ist groß. Deutschland im Jahr 2018.

Man ahnt nach zwei Tagen mit Theres Waldmüller auch, was seit Jahren schief läuft in der Geburtshilfe, natürlich nicht nur in Bayern. Die Zahl der Geburten in Deutschland steigt, die Zahl der Krankenhäuser aber, in denen Frauen entbinden können, ist gesunken - um 40 Prozent seit dem Mauerfall. Auch in Weilheim können Frauen nicht mehr im Kreißaal entbinden. Die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGGG) nennt die Situation "alarmierend".

Fast überall in Deutschland fehlen Hebammen, werden Gebärende von Krankenhaus zu Krankenhaus geschickt oder geflogen, entbinden in Autos auf Parkplätzen, auf Pritschen in der Aufnahme, in Fluren, weil Kreißsäle und Wochenbettstationen überfüllt, weil Betten auf Kinder-Intensivstationen gesperrt sind - es fehlt an Personal, Pflegenotstand auch hier. Im Sommer, wenn die Hebammen mit eigenen Schulkindern Ferien machen müssen, ist es noch dramatischer als sonst.

Es ist Sommer. Es ist dramatisch.

Wie dramatisch es ist, sagen einem Hebammen in Krankenhäusern und Ärzte nur, wenn ihr Name nicht in der Zeitung steht.

Nennen wir sie, diese junge, wesensfrohe Frau, also Claudia. Wie hatte Claudia, die freiberufliche Hebamme in einer Städtischen Münchner Klinik, gesagt?

"Ich kann nicht zu einer Frau, die vor mir steht, und das Blut läuft ihr die Beine runter, sagen: ‚Sie, das tut mir leid, wir sind voll, bitte gehen Sie nach Schwabing‘. Das kann ich doch nicht! Ich kann die Frauen aber auch nicht in Stockbetten in den Kreißaal schieben."

Und Eva Eberwein geht einem nicht aus dem Kopf, wie sie da saß, am Tisch eines Cafés in München-Giesing, in den Augen Tränen, dabei liegt das, was sie erlebte, schon dreieinhalb Jahre zurück. Da kam ihr erstes Kind in einem Münchner Krankenhaus zur Welt, im Aufnahmezimmer, auf einer schmalen Untersuchungsliege, an deren Kopfende eine Papierrolle befestigt war. So lag sie, zähe Stunden, auf Papier. "Ich kam mir vor wie ein geschlachtetes Schwein, wie niedergestreckt", sagt sie. "Alle zwei Stunden guckte jemand zur Tür rein und sagte, ich soll mich melden, wenn der Druck nach unten stärker wird."

Sie meldete sich, aber niemand kam. "Die waren völlig überfordert." Und sie? Außer sich vor Angst und Schmerzen, in dieser Position, im Liegen. Dann, nach vielen Stunden, soll plötzlich alles schnell gehen: Da ist die Schere, die den Dammschnitt setzt, kein Wort dazu, vorher. Der Schnitt, der ihr Schmerzen macht, über Wochen noch. Da sind Menschen um sie herum, die sie nie gesehen hat, auch ein massiger Mann, an dessen behaarte Arme sie sich erinnert. Der wirft sich auf ihren Bauch, bis er da ist: Er. Ihr Sohn. Es. Das Kind. Wer?

"Sie können froh sein, dass Sie nicht im Gang entbunden haben", hieß es in der Mail aus der Klinik

"Wissen Sie, ich hatte keine Emotionen mehr danach. Sie hätten mir einen Stein auf die Brust legen können. Ich war nur froh, am Leben zu sein. Wann kriegst du in deinem Leben eine so tiefe Verletzung, die auch noch als normal gilt?"

Später hat sie einen Bericht angefordert. Zwölf Kinder seien in dieser Nacht in der Klinik zur Welt gekommen, hieß es. Ihr Mann könne bis heute kein Wort über diese Stunden sprechen. Und sie nicht ohne Tränen. Sie suchte sich einen Therapeuten. Sie ist jetzt 28, hat ihren zweiten Sohn geboren, aber so, wie sie es wollte. Ja, auch das habe sie ein Stück geheilt, sagt sie.

Sie führt ihren kleinen Restaurierungsbetrieb, Kirchenmalerei, Vergoldungen, in vierter Generation. Sie steht mitten im Leben, so sagt man doch. Eine Frau, die weint, wenn sie an die Geburt ihres Kindes denkt. Beim Abschied erzählt sie, was am Schluss einer E-Mail stand, die aus dem Krankenhaus kam. Ein Satz, wie eingebrannt: "Aufgrund der aktuellen Notlage können Sie froh sein, dass Sie nicht auf dem Gang entbunden haben."

Theres Waldmüller hat bald nach ihrer Ausbildung mit Hausgeburten angefangen, 21 war sie da, heute ist sie 50. Wer sie erlebt, spürt, dass sie Gebärenden genau die Sicherheit und Ruhe spiegeln kann, die sie brauchen, um ihr Kind loszulassen, ohne Technik, ohne Saugglocke, Anästhesie, Wehentropf und Dammschnitt. Ohne "klinische Interventionen" also. Anna Manow, die Frau, die in Dießen ihr Fünftes erwartet, hatte eine schlichtere, doch sehr treffende Bezeichnung für diese Interventionen: "Das volle Programm". Oft seien es die Männer, sagt Theres Waldmüller, die Familie drumherum, die die Schwangeren drängten, doch besser in die Klinik zu gehen. "Hausgeburt? Ja, bist jetzt ganz verrückt geworden?"

Zu Hause zu gebären gilt vielen als unverantwortliches Wagnis, als Risiko, auch vielen Ärzten. Was, wenn Dramatisches passiert, und die Zeit, um die Gebärende in eine Klinik zu bringen, ist zu knapp?

"Also Autofahren ist eindeutig gefährlicher", sagt die Hebamme.

"Muss denn erst etwas Schlimmes passieren?"

Hier, im wohlhabenden Münchner Umland aber gibt es eine ganze Menge wahnsinnig gewordener Frauen, und auch deshalb können Theres Waldmüller und ihre fünf Kolleginnen, mit denen sie eng zusammenarbeitet, sehr gut von ihrer Arbeit leben. Hier, so schätzen sie, ist die Rate der Hausgeburten deutlich höher als anderswo. Knapp zwei Prozent der Schwangeren in Deutschland gebären außerklinisch, also zu Hause oder in Geburtshäusern, meistens erst beim zweiten Kind. Geburten finden in den Industrieländern zu 98 Prozent in Kliniken statt. Aber gehören gesunde Schwangere mit gesunden Kindern in ihren Bäuchen denn unbedingt in eine Klinik? Der Dokumentarfilm "Die sichere Geburt" von Carola Hauck setzt sich mit dieser Frage auseinander. Durch ganz Europa ist sie gereist, hat Fachleute befragt, und Frauen, die geboren haben. Seit einem Jahr geht der Film von Hand zu Hand, wird in kleinen Kinos in ganz Deutschland gezeigt, und danach wird diskutiert, hart diskutiert, sagt Carola Hauck, "als bräche jetzt etwas auf." Warum gebären Frauen heute schwerer als früher? Was treibt die Zahl der Kaiserschnitte so in die Höhe? Jedes dritte Kind kommt in

Deutschland auf diese Weise zur Welt. Eine Rate, die doppelt so hoch ist wie der Prozentsatz, den die Weltgesundheitsorganisation WHO für medizinisch vertretbar hält.

Und welche Folgen haben die sogenannten Wunschkaiserschnitte für die Mütter, für die Kinder? Ein Wort, das leicht daherkommt, wie ein Trend. Aber was brauchen Frauen, um sicher, ohne "das volle Programm" zu gebären? Geburtshelfer, Wissenschaftler, Hebammen, Psychotherapeuten und längst auch Vereine wie "Mother Hood" stellen - genau wie der Film - diese Fragen und beantworten sie auch: Stress und Angst sind jedenfalls schädlich, sehr sogar, denn das Kind im Leib ist direkt davon betroffen.

Stress verschließt den Körper, das Kind kommt nicht heraus. Also muss man es "holen". Dass Schwangerschaft und Geburt nicht nur für das Leben der Mutter entscheidend sind, sondern auch für das Kind, dessen allererste Erfahrungen seine ganze Entwicklung, seine physische und seelische Gesundheit prägen werden, wissen Hirnforscher, Psychotraumatologen und Neurowissenschaftler seit Langem. Es gibt sie nicht, die "infantile Amnesie", wie Sigmund Freud sie beschrieb. Von Anfang an, auch im Uterus schon, lernt das Kind, der Welt zu trauen - oder eben nicht.

"30 Frauen, 30 Kinder, 60 Brüste. Und eine einzige Schwester in der Nacht. Es ist 'ne Katastrophe."

Wer das weiß, muss sich eigentlich dafür einsetzen, dass der Hebammenmangel, die Geburtshilfe nicht länger als ein immer mal wieder auftauchendes "Frauenthema" behandelt wird, es muss ein Thema der ganzen Gesellschaft werden.

Mit Menschen, die der Welt nicht trauen, ist nämlich kein Staat zu machen, im Sinne des Wortes, jedenfalls kein guter. Sven Hildebrandt, Gynäkologe und Professor in Fulda, sagt es am Telefon so: "Der Schutz der Geburt muss als Staatsziel ins Grundgesetz, Geburtshilfe muss in Deutschland durch einen gesamtgesellschaftlichen Fonds finanziert werden."

Dann wäre Geburt kein privates, sondern ein gesellschaftliches Ereignis, die Arbeit der Hebammen ein Dienst am Staat? "Natürlich", ruft er nun. "Und bei jeder Geburt müssten wir eigentlich ein Feuerwerk zünden, egal ob es mal eine Straßenbahnfahrerin der Linie 11 in Dresden wird, oder jemand, der in der 93. Minute das entscheidende Tor schießt."

Überall kleine Feuerwerke am Himmel, ein schöner Gedanke ist das. Er passt nicht zu der Angst, mit der viele examinierte Hebammen in den Beruf starten. Führt auch die Angst, Fehler zu machen, haften zu müssen, dazu, dass manche Hebammen entweder gar nicht erst in ihrem Beruf zu arbeiten beginnen, oder, wenn sie es tun, ihn nach eineinhalb Jahren wieder verlassen? So sagt es, was die Hebammen in Kliniken betrifft, die Statistik.

In München, das seine Geburtenrekorde von Jahr zu Jahr überbietet, ist, was Bayern anbelangt, die Lage am schwierigsten, und das hat auch damit zu tun, dass eine angestellte Hebamme in einer Klinik, wenn sie allein verdient und Kinder hat, von 1600 Euro netto im Monat schlicht nicht leben kann. Die allermeisten Kliniken arbeiten deshalb inzwischen mit freiberuflichen Hebammen, sogenannten Beleghebammen, die einen Teil ihrer hohen Haftpflichtprämien selber zahlen müssen und direkt mit den Krankenkassen abrechnen. In München verdienen sie gut. Seit Februar aber, so wollen es die Krankenkassen, dürfen sie nur noch zwei Frauen gleichzeitig betreuen, während angestellte Hebammen so viele Frauen gleichzeitig betreuen können, wie sie wollen.

Nur was, wenn die dritte und vierte Frau vor der Tür steht?

"Theoretisch müssten wir sie wegschicken, aber das kann ich doch mit meinem Ethos nicht vereinbaren", sagt eben jene Claudia, die Beleghebamme in einer Städtischen Klinik in München ist, seit 17 Jahren. "Also betreue ich die dritte und vierte Frau auch noch, auch wenn ich keinen Cent dafür bekomme. Wir arbeiten alle gern, aber wir arbeiten nicht gern umsonst. Und das in Deutschland, mitten im reichen München!" Claudia hat zwei Kinder. Sie erzieht sie allein. Wenn die Mutter Nachtschicht hat, schlafen die beiden manchmal in der Klinik. Am Morgen fährt Claudia sie zur Schule. Sie sind das gewohnt. Sie haben eine Hebamme zur Mutter, eine starke, getaktete Frau. "Wie sollte ich denn sonst im Schichtdienst arbeiten?", fragt sie.

Aber wie reagieren die Frauen, denen Sie an der Kreißsaaltür dann doch sagen müssen: Wir bringen Sie woanders hin?

"Na ja, die bekommen ja mit, dass hier volle Hütte ist. Sie merken den Stress, spüren die Hektik, hören die anderen Frauen und sagen: ‚Dann ist das o.k. für mich.‘ Aber das ist natürlich ungut für die Geburt, der Stress, dem die Frauen ausgesetzt sind. Dabei kämpfen wir hier alle zusammen mit den Ärzten. Wir wollen alle das Beste, natürlich. Aber wir müssen mit dem arbeiten, was wir haben, auch auf der Wochenbettstation: 30 Frauen, 30 Kinder, 60 Brüste. Und eine einzige Schwester in der Nacht. Es ist 'ne Katastrophe."

Stress, sagt sie, wirke sich negativ aus auf den Verlauf einer Geburt. Jeder wisse das. Sie redet offen, weil sie ihren Beruf liebt, weil sie will, dass "die Politiker endlich etwas ändern, aber substantiell. Der letzte Sommer war schon der GAU. Muss denn erst etwas Schlimmes passieren?"

"Eins ist klar", sagt Astrid Giesen, "wenn Männer es wären, die Kinder gebären würden, dann stünden wir jetzt anders da, dann würden da viel mehr Energie und Geld hineinfließen, dann müssten wir nicht jahrelang über Stellenschlüssel, Akademisierung, höhere Gehälter und Haftpflichtprämien diskutieren." Sie lächelt. Sie sitzt in ihrem Büro in Regensburg. "Wir müssen aufhören, Geburt zu pathologisieren." Der Kopf der Hebamme müsse frei sein, der Kopf der Frau natürlich erst recht, und beides gehöre zusammen.

Im Gesundheitssystem geht es um Geld. Der Kaiserschnitt bringt mehr als die natürliche Geburt

Astrid Giesen ist die Vorsitzende des Bayerischen Hebammenverbandes, und wer sie besucht, kommt unten, in einem modernen Bau nahe dem Bahnhof, an einer radiologischen Praxis vorbei. "Sehen Sie sich mal an, wie top schneide da alles ist", sagt sie, ohne dass ihre Stimme verächtlich klingt, eher traurig. "Unser Gesundheitssystem ist doch rein wirtschaftlich orientiert, und mit Geräten und Technik wird das Geld verdient, aber doch nicht mit der Geburtshilfe. Wir Hebammen arbeiten mit Hand, Herz und Verstand, damit macht die Wirtschaft kein Geld." Es ärgert sie, dass eine Klinik für einen Kaiserschnitt etwa doppelt so viel Geld bekommt wie für eine natürliche Geburt. Eine Geburt werde nun mal vom Stammhirn gesteuert und könne viele Stunden dauern. Ein reines Verlustgeschäft also, unter ökonomischen Gesichtspunkten.

Als Anna Manow und ihr Mann Marcus am Abend in ihrem Bauernhaus in Dießen ins Bett gingen, hat Anna Manow ihren Bauch gestreichelt und mit einer gewissen Strenge gesagt:

"So, nun musst du aber mal raus." Es war kurz nach drei in der Nacht, als es losging. Kurz nach sieben riefen sie "die Theres". 9.26 Uhr rutschte ein schwarzer Schopf aus Annas Leib, und das Kind war da, im Wohnzimmer, ein Fenster zur Straße, ein Fenster zum Garten.

"Es war harte Arbeit", sagt Anna Manow, "es dauerte, bis der Kopf sich ins Becken gedreht hatte, aber, hey, ich hab' es geschafft."

Ganz am Ende riefen sie die Kinder. "Wer dabei sein will, muss jetzt kommen." Dann war es Nike, die Zehnjährige, der die Theres die Schere gab, und so schnitt Nike der Schwester die Nabelschnur durch.

Hitze drang ins Zimmer. Im Garten wogte der Wein, scharrtten die Hühner im Sand, strahlte der Phlox. Ein Tag im Sommer.

Renate Meinhof

=====

Renate Meinhof wuchs auf der Insel Rügen auf. Nach einer Bibliothekslehre und dem Studium der Evangelischen Theologie absolvierte sie die Deutsche Journalistenschule München. Es folgten drei Jahre als Redakteurin bei den ARD-Tagesthemen in Hamburg. 1999 kam sie zur "Seite Drei" der Süddeutschen Zeitung.